



Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit.

Vortrag, gehalten im freien deutschen Hochstift in Frankfurt a/M.

von Prof. Otto Behaghel in Giessen.

Wenn wir an die Frage nach Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit herantreten, so kommen wir auf das Gebiet der Fragen, die man heutzutage als Zeit- und Streitfragen zu bezeichnen liebt. Und in der That, diese Fragen werden oft mit einer Leidenschaftlichkeit behandelt, wie sie sonst nur bei politischen und wirthschaftlichen Fragen üblich ist, und die Heftigkeit des Streites steht wie hier sehr häufig im umgekehrten Verhältnis zu der Einsicht, mit der der Streit geführt wird. Ja es giebt Fälle, wo die Ansichten über sprachliche Dinge geradezu mit der Verschiedenheit des politischen Standpunkts im Zusammenhang stehen. Und die Litteratur über unsere sprachliche Streitfrage hat nach und nach einen Umfang erreicht, als ob es sich um hochpolitische Dinge handelte, um die Handelsverträge oder die Währungsfrage. Da wird gegen die Sprachsünden der Gegenwart gepredigt, da werden Antibarbari geschrieben gegen allerlei barbarisches Treiben in der Sprache; da redet ein Anhänger Richard Wagners melodisch von Verrottung und Errettung der deutschen Sprache, da fordern ganz neuerdings die Sprachdummheiten das Schelten und Poltern eines Leipziger Schulmeisters heraus. Also an Ärzten und Kurpfuschern fehlt es nicht, und verwundert fragt man, ob denn die Krankheit wirklich so gefährlich, das Übel gar so heillos geworden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir oft genug sträflicher Gleichgültigkeit begegnen für die Richtigkeit und Schönheit der Rede; daß wir selbst nicht selten schwanken, ob dies oder jenes das Richtige sei; daß wir unzählige Male an dem Anstoß nehmen, was uns Andere als Erzeugnis ihrer sprachlichen Thätigkeit vor Augen führen. Namentlich sind es drei Gattungen von Menschen, bei denen uns Unsicherheit des Gebrauchs oder geradezu Falsches besonders häufig entgegentritt. Am harmlosesten berührt uns der Sprachfehler im Kindermund, im Schreibheft des Schülers. Einen starken, oftmals erheiternden Beitrag liefert die Sprache der Halbgebildeten, die einen beredten Ausdruck findet in dem weiten Gebiet der Annonce; am stärksten

angefochten ist die Sprache der Zeitungen; nach jenen Sprachmeistern ist der Zeitungsschreiber ein geradezu verworfenes Geschöpf und gehört in den untersten Pfuhl der sprachlichen Hölle.

Die Masse der Gebilde, die bei diesen und andern Sündern Anstofs erregen, ist schier unübersehbar; zahllos sind die Dornen, die Nesseln und Schmarotzerpflanzen, die auf der Wortheide erwachsen. Aber für das sichtigende Auge des Botanikers schließt sich die Fülle der Erscheinungen bald in wenige große Klassen zusammen: bei allen Sprachschwankungen und Sprachfehlern, vermeintlichen und wirklichen, handelt es sich um Wörter oder Wortformen oder Wortverbindungen, deren Anwendung zweifelhaft oder bestritten ist. Da schreibt der eine, um zunächst beim Gebiet der Wortformen zu bleiben, das Zeichenbuch, der andere das Zeichnenbuch; es begegnet Mietvertrag und Mietsvertrag; wir trinken Apfelwein und Äpfelwein; es streiten sich der Name — der Namen, der Friede — der Frieden, die Boote — die Böte, Generale — Generäle; man kommt und kömmt, fragt und frägt, man fragte und man frug. Im Ganzen aber sind auf diesem Gebiet die Zweifel und Verstöße im Verhältnis nicht sehr zahlreich; teilweise deshalb, weil auf solche ganz elementaren Dinge besonders leicht der Grammatiker sein Augenmerk richtet und allezeit nach Kräften hier feste Regeln zu schaffen versucht hat.

Sehr viel häufiger ist es, daß auf dem Gebiete der Wortverbindung sich Bedenken ergeben. Soll man sagen: trotz des Regens — trotz dem Regen; zufolge des Gesetzes — zufolge dem Gesetze; ich versichere dich oder ich versichere dir; heißt es wir Deutsche oder wir Deutschen? muß man sagen: eine Menge Menschen ist dagewesen oder sind dagewesen? ist es erlaubt, von einem sich ereigneten Unglück, von einer stattgehabten oder stattgefundenen Versammlung zu reden? was ist richtig: größer wie ich oder größer als ich? Naturgemäß ist bei solchen und ähnlichen Fragen der Grad der Unsicherheit nicht in allen Fällen der gleiche, und der eine Mensch wird Bedenken empfinden, während der andere ohne jedes Zögern vorgeht. Ebenso lassen sich da, wo wir über das Vorhandensein von Fehlern nicht zweifelhaft sind, verschiedene Stufen der sprachlichen Verworfenheit unterscheiden. Die niederste ist die, daß zwar die vom Redenden beabsichtigte Verbindung sachlich richtig ist, und auch die gewählte Ausdrucksweise an sich keine grammatische Regel verletzt, daß aber trotzdem der Leser verhindert ist, die gewollten Beziehungen leicht und schnell zu erkennen. Hierher gehört besonders der Bau von großen unübersichtlichen Perioden, von Schachtelsätzen, namentlich dann, wenn am

Schlusse des Ganzen drei, vier Zeitwörter unmittelbar aufeinander folgen: z. B. »er hat den Preis nur, weil ein anderer Mitbewerber, welcher ihm, wie allgemein angenommen wird, überlegen ist, verzichtet hat, bekommen.« Die leichte Verständlichkeit kann aber auch dadurch beeinträchtigt werden, daß neben der sachlich gewollten Beziehung formal noch andere Beziehungen möglich sind, oder aber die rein grammatische Betrachtung ergibt geradezu eine Beziehung, welche die sachlich geforderte ausschließt. So heißt es etwa: »wer einen Hund herrenlos herumlaufen läßt, wird mit 2 *M* bestraft und nach einigen Tagen getötet.« Oder: »gestern wurde der Anstreicher N. N., ein notorischer Trunkenbold, auf seinem Hausboden erhängt gefunden. Derselbe hatte in letzter Zeit schon vielfach derartige Excesse begangen.« In anderen Fällen ist zwar gegen die Sache nichts einzuwenden, und die gewollte Beziehung kann keinem Zweifel unterliegen, aber es werden Ausdrücke verwandt, welche der grammatischen Regel widersprechen. So ist es falsch zu sagen: »mit dem Beschlusse des Rates wurde sich einverstanden erklärt«, denn sich ist ein bezügliches Pronomen, und es fehlt hier jede Gröfse, der die Beziehung gelten könnte. Es darf nicht heißen: »der Verein Münchener Künstler«, weil hier die deutliche Bezeichnung des Genitivs fehlt. Am tiefsten endlich liegt der Fehler, wenn zwar die Verbindung formal durchaus unanfechtbar ist, aber dadurch Begriffe zusammengekoppelt werden, die sich nicht zu einer einheitlichen widerspruchslosen Vorstellung zusammenfügen lassen. Hierher gehört z. B. die Herstellung eines falschen Kausalzusammenhangs: wenn es etwa heißt: »die Hirten besitzen meist viel natürlichen Verstand, wenn sie auch in der Regel nur kurze Zeit oder gar nicht die Schule besuchen«: als ob der Schule die Kraft zustünde, die Menschen gescheidter zu machen.

Besonders ergötzlich sind die Fälle, in denen zwei oder mehr Bilder zusammengeschweifst werden. Hermann Heiberg schreibt einmal: »die Wirklichkeit hatte spitze Stahlsplitter und ging nicht auf weichen Sohlen«. Von Bismarck wird in einer Jugendschrift berichtet: »ein roter Faden von Blut und Eisen durchzog bereits seine Burschenzeit« und ein Volksredner hat sich einmal zu dem Satze verstiegen: »der Skeptiker tritt in die Arena, er schüttet das Kind mit dem Bade aus und fragt mit Pilatus: was ist Wahrheit?«

Die Anstöße, die sich auf dem Gebiete des Wortgebrauchs ergeben, sind wieder hauptsächlich von dreifacher Art. Einmal werden allgemein bekannte Wörter in einer Bedeutung gebraucht, die ihnen sonst von Rechtswegen nicht zuzukommen scheint. So gilt Tochter auch im Sinne von Mädchen: man redet von höheren Töchterschulen und schließlichs sogar von höheren Töchtern; man ge-

braucht voraussichtlich nicht blofs von der Zukunft, sondern sagt auch: »er ist voraussichtlich gestern angekommen.« Oder aber es werden Wörter verwandt, die sonst überhaupt nicht gebräuchlich sind. Und zwar können das veraltete oder ausgestorbene Wörter sein: namentlich R. Wagner hat in dieser Hinsicht so manches geleistet; ich brauche nur sein Lieblingswort freislich zu nennen. Viel häufiger ist es, dafs ganz neue Wörter geschaffen werden: die auf etwas sich beziehenden Mafsnahmen der Regierung gelten als diesbezügliche und werden regierungsseitig getroffen. Ein Buchhändler sucht Romane im Kolportagestil und verkauft seine Werke in lichtgelbem Original-Sport-Einband. Es werden Eigentumsentäufserungsgesetze beschlossen, Dombaugenossenschaftsfeste gefeiert und Dampfstrafsenbahn-Aktiengesellschaften ins Leben gerufen; wahre Buchstabenprozeffionen, wie sie einmal Marc Twain genannt hat. Endlich drittens finden Wörter in der Schriftsprache Aufnahme, denen zwar an sich lebendiges Dasein zukommt, die sonst aber mehr den niederen Gegenden des Sprachlebens angehören, deren Gattung dem französischen Argot, dem englischen Slang und Cant zu vergleichen ist. Die Frau Buchholz liebt es, sich in solchem Stil zu ergehen, und die Schriften des jüngsten Deutschlands sind voll von derartigen Bildungen.

Wie sollen wir nun solche Schwankungen und Anstöße beurteilen, wie sollen wir uns praktisch zu ihnen verhalten?

Es gab eine Zeit, wo unsere germanistische Wissenschaft, voran ihr Begründer Grimm, des Glaubens war, dafs im Leben der Sprache das Jüngere stets das Schlechtere sei; dafs sprachliche Entwicklung ziemlich gleichbedeutend sei mit sprachlichem Verfall. Noch heute ist das ein weitverbreiteter Standpunkt namentlich des Schulmeisters, der von seiner festen lateinischen Regel oder von den einfachen Gesetzen des Französischen herkommt. Und das ist auch der Standpunkt des Mannes, der vor kurzem sich zum Gesetzgeber der Sprache aufgeworfen hat, von Wustmann in seinen »Sprachdummheiten«. Und hier kann man ganz deutlich sehen, wie die Beurteilung der Sprache mit dem politischen Standpunkt zusammenhängt, der da glaubt, was der Großvater gethan und nicht gethan, besessen und nicht besessen, das sei stets das Bessere gegenüber dem, was die Gegenwart hervorgebracht. Heute wissen wir, dafs diese Anschauung vom Leben der Sprache eine durchaus verkehrte ist. Wie schon früher auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, so hat man jetzt auch bei uns die Erkenntnis gewonnen, dafs in alten Zeiten genau die gleichen Ursachen gewirkt, die gleichen Vorgänge sich abgespielt und die gleichen Wirkungen sich ergeben haben, wie diejenigen, die wir in den lebenden Spra-

chen unmittelbar beobachten können. Es liegt im Wesen der Sprache, es ist eine unbedingte Naturwendigkeit, daß sie sich verändert, daß ihre Entwicklung in keinem Augenblick stille steht.

Das ergibt sich schon aus der Art und Weise, wie jeder einzelne Akt des Sprechens oder Schreibens zu stande kommt. Wir bringen im allgemeinen eine Vorstellung mit den Worten, in den Wortfügungen zum Ausdruck, mit denen dies andere vor uns gethan haben: die Kraft des Geistes also, die dabei hauptsächlich in Wirksamkeit tritt, ist das Gedächtnis. Je reicher der Schatz an Wortformen, an Wörtern, den uns das Gedächtnis zuführt, um so geringer die Versuchung zu Neubildungen; je weniger das Gedächtnis dagegen eine Stütze gewährt, um so mehr ist der Sprechende gezwungen, sich durch neue Bildungen zu helfen. So kommt es, daß besonders bei solchen Wörtern Zweifel über den Sprachgebrauch entstehen, die nur selten zur Anwendung kommen, also in der Erinnerung nur schwache Spuren hinterlassen: die meisten von uns wären z. B. in Verlegenheit, ob sie von dem Zeitwort backen ein Imperfectum ich buk oder ich backte bilden sollen, ob es heißt: er backt oder er bäckt. So erklärt es sich ferner, daß gerade die drei bestimmten Kategorien von Menschen, die wir vorhin aufgezählt haben, sich ganz besonders hervorthun in Bezug auf Sprachfehler, auf neue Bildungen von Wörtern: die Kinder haben das Richtige noch nicht gelernt, können es also auch nicht in das Gedächtnis zurückrufen; die Halbgebildeten habens zwar auf der Schule vielleicht gelernt, aber im Drange des Lebens auch wieder vergessen, und die Zeitungsschreiber habens gelernt und wissens auch, haben aber oft keine Zeit, sich darauf zu besinnen. Versagt also aus irgend einem Grunde das Gedächtnis seine Dienste, will das richtige Wort, die gesuchte Konstruktion nicht auf die Zunge kommen, so bleibt eben nichts übrig als eine andere Konstruktion zu wählen, als ein Wort in einer bisher ungewohnten Bedeutung anzuwenden, oder ein ganz neues Wort zu bilden.

Es kann aber auch der Fall eintreten, daß das Gedächtnis nicht untreu ist, sondern im Gegenteil von lästiger Dienstfertigkeit, daß es statt des einen verlangten Ausdrucks gleich deren zwei uns darbietet. Vielleicht tritt nun aber nicht jeder derselben mit genügender Deutlichkeit ins Bewußtsein, und dann kann es geschehen, daß der Redende von jedem der beiden Ausdrücke ein Stück herüber nimmt und so eine Mischung zweier Konstruktionen zu stande kommt: so entsteht der Ausdruck sich befindlich, den Annoncen so oft darbieten, aus einer Verschmelzung von befindlich und sich befindend; das gehört mein aus das ist mein und das gehört mir. Heine

schreibt einmal: »die Gebrechen, deren ich mich bewußt bin«, indem er die Konstruktion von sich bewußt sein und sich erinnern vermischt, und selbst der scharfe und klare Lessing sagt in der Emilia: »als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen«: es müßte heißen: ohne Mißfallen oder nicht ohne Wohlgefallen.

Es ist ja nun sehr bequem, zu schelten über solche Mängel, die unserm Gedächtnis anhaften; aber sie sind einmal da, wir müssen mit ihnen rechnen, wie mit vielen anderen Dingen im menschlichen Leben, die auch da sind und mit Klageliedern sich nicht beseitigen lassen. Und wenn man sieht, daß dergleichen auch am grünen Holze geschieht, wird man doppelt geneigt sein, Milde walten zu lassen.

Es wird sich aber sogar zeigen, daß das Streben nach Neuem nicht nur Nachsicht, sondern geradezu Anerkennung verdient. Die Sprache ist ein sehr unvollkommenes Ding, und zwar in doppelter Beziehung. Sie ist nicht im Stande, wirklich das Wesen einer Anschauung durch den Klang wiederzugeben: sie kann nur eine einzelne, oft recht zufällige Seite des Begriffes zur lautlichen Darstellung bringen. Es giebt ein sehr unvollständiges Bild eines Herrschers, wenn er von den Deutschen als Fürst, d. h. als der Vorderste bezeichnet wird, oder der Apostel Christi, wenn sie lediglich die Jünger, d. h. die Jüngeren genannt werden; das Wort Frau bedeutet ursprünglich nichts anderes als die Herrin, und mit dieser Benennung ist wenigstens nicht in allen Fällen das wirkliche Sachverhältnis wiedergegeben. In dem Worte Singstunde ist gerade das Wesentliche, der Begriff des Unterrichts, schlechterdings nicht ausgedrückt. Und diese unvollkommene Art der Bezeichnung ist noch dazu in unzureichendem Umfang zur Anwendung gebracht. Mag eine Sprache noch so reich an Wörtern sein, diese genügen bei weitem nicht, die ganz unendliche Masse von Vorstellungen, von Anschauungen, deren der Mensch fähig ist, vollgültig auszusprechen. Diese Mängel sind es, nach deren Beseitigung die sprechende Menschheit unablässig ringt. Neues wird zum erstenmale mit sprachlichem Gewande begabt; alte Begriffe werden von einer neuen Seite beleuchtet, allgemeine Ausdrücke erfahren nähere Bestimmung, Undeutliches wird deutlicher bezeichnet. Mit welcher Beschränktheit die Sprachmeister solchen Neubildungen gegenüberstehen, dafür nur ein einziges Beispiel. Da soll Vorbedingung ein verwerfliches Wort, ein überflüssiges Erzeugnis der Modethorheit sein, weil doch jede Bedingung eine Vorbedingung sei. Und doch wie viele Bedingungen giebt es, die erst erfüllt werden, nachdem gewisse Leistungen, gewisse Vertragsbedingungen ausgeführt sind.

Aber wenn auch für die Begriffe, die ausgesprochen werden sollen, genügender Lautstoff in der Sprache vorhanden ist, so kann doch dieses Material unzweckmäÙig sein, unbequem, umständlich zu handhaben. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß eine Vorstellung um so leichter aufgenommen wird, je einfacher, je kürzer ihr sprachlicher Ausdruck. Das einzelne Wort wird leichter erfaßt als die mehrgliedrige Umschreibung; wenn zusammengehörige Wörter auch äußerlich zusammenstehen, kommt ihre Beziehung schneller zum Bewußtsein, als wenn sie durch Zwischenglieder getrennt sind. So wird mancher dazu geführt z. B. zu sagen: »ich anerkenne die auf diesen Punkt gerichteten Bestrebungen«, statt: »ich erkenne die auf diesen Punkt gerichteten Bestrebungen an«.

Schließlich noch eines, das bei der Umbildung der Sprache mitwirkt, ohne mit ihrem Wesen in unmittelbarem Zusammenhang zu stehen. Der Mensch hat das Bedürfnis, auch in der Sprache seine Eigenart zur Geltung zu bringen. So will ihm das nicht genügen, was die Überlieferung festgestellt hat: an die Stelle des Abgeblasenen, Alltäglichen strebt er Neues, Selbstgeprägtes zu setzen.

So können wir denn zusammenfassend sagen: das Leben der Sprache ist ein ewiger Widerstreit zwischen den Forderungen der Vergangenheit und den Forderungen der Gegenwart; im großen und ganzen gehen alle Sprachveränderungen darauf aus, mit möglichster Kraftersparung möglichst vollkommen den Zweck der Sprache zu erreichen, nämlich die Verständigung zwischen den Menschen. So verwischen sich für die geschichtliche Betrachtung die Grenzen zwischen dem, was sprachlich richtig, gebräuchlich, erlaubt, ungebräuchlich oder fehlerhaft genannt wird. Was früher unbedingt tadelnswert gewesen wäre, ist jetzt allgemein anerkannt; vieles, was heute als Sprachfehler erscheint, ist vor Zeiten das einzig Richtige gewesen.

Es steht also mit den Gesetzen, welchen der Sprachgebrauch unterworfen ist, ganz ähnlich wie mit den Gesetzen, welche die soziale Welt beherrschen. Auch hier ist es nicht möglich, eine beliebige Handlung ohne weiteres in das Schubfach des Verwerflichen oder des Unverwerflichen einzuordnen. Es giebt eine große Fülle von Abstufungen, von dem, was das Gesetz vorschreibt und die Billigkeit verlangt, und dem, was die Sitte mit sich bringt, bis zu den Fragen, wo nur das feinste Sprachgefühl zu entscheiden vermag, und denen, deren Entscheidung für das sittliche und gesellschaftliche Leben völlig gleichgültig ist. Die Grenzen zwischen den verschiedenen Arten von Vorschriften können in jedem einzelnen Augenblick schwanken; sie hängen vielfach ab von dem Ermessen des Einzelnen, und sie werden zu verschiedenen Zeiten verschieden gezogen: was heute als Gebot

der Sitte erscheint, hat vielleicht früher als schwerer Verstofs gegolten; was heute noch Hochverrat und todeswürdige That, kann morgen als gesetzliches Beginnen dastehen. Oder um einen andern Vergleich anzuwenden, es ist mit der Sprache wie mit der Mode. Ihre Wandlungen sind zu allen Zeiten von den Sittenpredigern bekämpft; aber was noch heute Gegenstand des Spottes, wird morgen geduldet und ist bald gebieterischer Zwang. Was als Mode verfolgt wird, erscheint berechtigt als Tracht, und der Forscher späterer Jahrhunderte weifs einen innern Zusammenhang aufzuspüren zwischen der äufseren Erscheinung in irgend einer Zeit und den Anschauungen, von denen sie erfüllt war.

Es fragt sich jetzt, wie haben wir uns zu dieser Erkenntnis zu verhalten, der Erkenntnis, dafs die sogenannten Sprachfehler und Schwankungen der Sprache etwas Berechtigtes, sogar etwas Notwendiges sind? Müssen wir nicht die Folgerung ziehen, dafs alle Bekämpfung jener Sprachfehler ein pedantisches Unterfangen sei? Ist es überhaupt möglich, sind wir berechtigt und ist es auch nur zweckmäfsig, an diesen sprachlichen Grundrechten des deutschen Volkes zu rütteln, der unbedingten Freiheit des Einzelnen einen Damm entgegen zu setzen?

Die Antwort wird uns erleichtert, wenn wir wieder einen Blick hinüberwerfen auf das soziale Gebiet. Der Staat denkt nicht im entferntesten daran, die Übertreter seiner Satzungen straflos zu lassen. Es fällt der Gesellschaft nicht ein, die Verletzung von Zucht und Sitte ruhig zu ertragen. So mufs es zweifellos auch möglich sein, auf sprachlichem Gebiete hemmend und mäfsigend einzugreifen. Wohl ist das Gedächtnis kein verläsliches Werkzeug. Aber es kann geübt werden, und seine Mängel kommen weniger zur Geltung, wenn Besonnenheit waltet, wenn das Nachdenken ihm Zeit läfst, seine Wirksamkeit zu entfalten. Es ist schön und gut, wenn der Einzelne danach trachtet, seinen Lebensäußerungen, auch den sprachlichen, den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken, aber das Recht des Einzelnen geht nur so weit, als dadurch nicht in die Rechte Anderer eingegriffen, dadurch nicht der Zweck der Gemeinschaft in Frage gestellt wird. So kann man mit Fug und Recht verlangen, dafs der Einzelne seiner unbedingten sprachlichen Willkür entsage, falls das als zweckmäfsig erscheint. Und das ist in der That der Fall. Wohl geht im allgemeinen die Entwicklung der Sprache dahin, dafs sie sich einerseits einfacher, andererseits reicher gestaltet. Aber was vom Ganzen gesagt werden kann, gilt nicht von jeder Einzelheit. Auch im sozialen Leben hat das Neue im allgemeinen den guten Willen, dazu beizutragen, dafs die Zwecke des Lebens vollkommener erreicht wer-

den als bisher. Aber wie viele dieser Versuche erweisen sich als unzweckmäÙig und werden von den Wogen des prüfenden Lebens rasch wieder hinweggespült. So ist es auch in der Sprache. Nicht jede Neuerung ist eine glückliche, trägt in sich die Bürgschaft der Dauer. Es bedarf des feinsten Taktes und des gründlichsten geschichtlichen Urteils, um zu entscheiden, ob ein neues Wort, eine neue Wortfügung wirklich die Aufgaben der Sprache fördert oder nicht, und oft giebt, wie Goethe sagt, erst der Ausgang den Thaten ihre Titel. Zahllos sind die neuen Bildungen, die auftauchen im Leben der Sprache und nur das Dasein eines Tages führen.

Für denjenigen also, der nicht die Gesamtheit des sprachlichen Lebens zu überschauen vermag, giebt es keine Wahl: wenn er nicht experimentieren will, wenn er sicher und rasch verstanden werden möchte, so bleibe er bei bewährtem altem Brauch.

Viele Leute sind der Ansicht, daß theoretische Erwägung über sprachliche Zweifel entscheiden könne, daß der gesunde Menschenverstand ein zuverlässiger Führer sei. Wer so denkt, der verkennt das Wesen der sprachlichen Entwicklung. Was dem gesunden Verstand zu widersprechen scheint, das verfolgt man als Sprachdummheit, und doch ist die Sprache allenthalben solcher Dummheiten voll, solcher Verletzungen der formalen Logik. Ein viereckiger Kreis ist ein logischer Widerspruch, und trotzdem reden wir ohne Anstand von Fensterscheiben, die doch zumeist vier Ecken besitzen. Was von Holz ist, kann nicht von Wachs sein, und doch erwecken uns Wachsstreichhölzer keinerlei sprachliches Grausen. Die Bibel ist ein Buch, das Maul ein Tier, das Wort Lint bedeutete von Haus aus Schlange, Wurm; trotzdem scheut man sich nicht, den bereits darin enthaltenen Begriff noch besonders auszudrücken, von Bibelbuch, Maultier, Lintwurm zu reden. Jeder weiß, wie eine Flasche aussieht, und doch muß er sich dieses Bild völlig aus dem Gedächtnis schlagen, wenn ihm das Wort Wärmflasche einen befriedigenden Begriff geben soll. Mit dem Zeitwort werden verbinden wir den Begriff einer Veränderung; wir tragen aber kein Bedenken, von jemand zu sagen, daß der Rock ihm zu weit oder die Heimat zu eng geworden, und doch hat sich weder der Rock noch die Heimat, sondern der Mensch selber verändert. Ein Essender heißt wer isst, liebend wer liebt, betend wer betet, aber eine schwindelnde Höhe wird nicht selbst vom Schwindel erfaßt, sondern ist eine Höhe, bei welcher dem Menschen schwindelt; die fallende Sucht eine Krankheit, bei der jemand zu Falle kommt. Wer an Schreiben gewöhnt ist, ist ein Schreiber, wer läuft, ein Läufer, und doch bezeichnet Läufer auch den Teppich, auf dem gelaufen wird, Hopser einen Tanz, bei dem gehopst, ge-

der Sitte erscheint, hat vielleicht früher als schwerer Verstofs gegolten; was heute noch Hochverrat und todeswürdige That, kann morgen als gesetzliches Beginnen dastehen. Oder um einen andern Vergleich anzuwenden, es ist mit der Sprache wie mit der Mode. Ihre Wandlungen sind zu allen Zeiten von den Sittenpredigern bekämpft; aber was noch heute Gegenstand des Spottes, wird morgen geduldet und ist bald gebieterischer Zwang. Was als Mode verfolgt wird, erscheint berechtigt als Tracht, und der Forscher späterer Jahrhunderte weifs einen innern Zusammenhang aufzuspüren zwischen der äufseren Erscheinung in irgend einer Zeit und den Anschauungen, von denen sie erfüllt war.

Es fragt sich jetzt, wie haben wir uns zu dieser Erkenntnis zu verhalten, der Erkenntnis, dafs die sogenannten Sprachfehler und Schwankungen der Sprache etwas Berechtigtes, sogar etwas Notwendiges sind? Müssen wir nicht die Folgerung ziehen, dafs alle Bekämpfung jener Sprachfehler ein pedantisches Unterfangen sei? Ist es überhaupt möglich, sind wir berechtigt und ist es auch nur zweckmäfsig, an diesen sprachlichen Grundrechten des deutschen Volkes zu rütteln, der unbedingten Freiheit des Einzelnen einen Damm entgegen zu setzen?

Die Antwort wird uns erleichtert, wenn wir wieder einen Blick hinüberwerfen auf das soziale Gebiet. Der Staat denkt nicht im entferntesten daran, die Übertreter seiner Satzungen straflos zu lassen. Es fällt der Gesellschaft nicht ein, die Verletzung von Zucht und Sitte ruhig zu ertragen. So mufs es zweifellos auch möglich sein, auf sprachlichem Gebiete hemmend und mäfsigend einzugreifen. Wohl ist das Gedächtnis kein verläfliches Werkzeug. Aber es kann geübt werden, und seine Mängel kommen weniger zur Geltung, wenn Besonnenheit waltet, wenn das Nachdenken ihm Zeit läfst, seine Wirksamkeit zu entfalten. Es ist schön und gut, wenn der Einzelne danach trachtet, seinen Lebensäuferungen, auch den sprachlichen, den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken, aber das Recht des Einzelnen geht nur so weit, als dadurch nicht in die Rechte Anderer eingegriffen, dadurch nicht der Zweck der Gemeinschaft in Frage gestellt wird. So kann man mit Fug und Recht verlangen, dafs der Einzelne seiner unbedingten sprachlichen Willkür entsage, falls das als zweckmäfsig erscheint. Und das ist in der That der Fall. Wohl geht im allgemeinen die Entwicklung der Sprache dahin, dafs sie sich einerseits einfacher, anderseits reicher gestaltet. Aber was vom Ganzen gesagt werden kann, gilt nicht von jeder Einzelheit. Auch im sozialen Leben hat das Neue im allgemeinen den guten Willen, dazu beizutragen, dafs die Zwecke des Lebens vollkommener erreicht wer-

von Wörtern oder Wortfügungen zu stoßen, die uns fremd geworden. Ich greife das erste Stück seiner Hamburgischen Dramaturgie heraus: da heißt es: scheinest, neigest, verkehrest statt scheint, neigt, verkehrt; beim Tasso, bei dem Tasso statt bei Tasso; Kostüme für Kostüm, Märtertum für Märtyrertum, romanenhaft für romanhaft, eine Anmerkung machen statt eine Bemerkung machen; witzig statt geistreich; jenseit dem Grabe statt jenseits des Grabes; die Liebe des Vaterlandes statt die Liebe zum Vaterlande, und ein ganzer Satz lautet: »der Dichter verrät sich, daß ihm eine sehr unrichtige Vorstellung von dem muhamedanischen Glauben beigewohnt«, ein Satz, den wir von Grund aus umgestalten müßten.

Bei Goethe und Schiller ist der Abstand von der Gegenwart kein so starker mehr; namentlich in Bezug auf die Wortfügung stehen sie uns wesentlich näher als Lessing; die Verschiebungen sind feiner, unmerklicher. Aber doch bieten auch sie beide noch genug des Auffallenden, genug dessen, was abweicht von dem heute allgemein anerkannten und feststehenden Brauch. Ich blättere aufs Geratewohl in Goethes Dichtung und Wahrheit: da heißt es noch das Frauenzimmer statt das Mädchen, da werden Änderungen artikuliert, statt einzeln bezeichnet, eine Gesellschaft wird gastiert statt bewirtet, die Gelegenheit wird angeboten statt geboten. Jemand kommt in Pein und Verlegenheit statt in peinliche Verlegenheit. Und Schiller in seinem Abfall der Niederlande spricht von der Gründung der niederländischen Freiheit statt ihrer Begründung, von kolossalischen Menschen, von wünschenswürdigen oder erstaunenswürdigen Dingen, von einer kostbaren Politik, wo er eine kostspielige meint, von einem Haß der Freiheit, einer Hoffnung der Beute, wo Freiheit und Beute das Objekt, nicht das Subjekt dieser Empfindungen sind, und die Menschen »schwelgen von den üppigen Früchten des Friedens«.

Die großen Männer der Vergangenheit können also in sprachlichen Einzelheiten für uns Nachlebende nicht mehr Vorbild sein. Nur was in unserer Zeit lebt oder zu ihr in nahen Beziehungen steht, kann für sie Bedeutung gewinnen. Da geht nun ganz neuerdings eine starke Strömung dahin, zu verlangen, dass die lebendige Rede der Gegenwart, das mündliche Wort als Richter berufen werde. Das ist an sich kein schlechter Gedanke. Denn es ist vom Übel, wenn die Sprache der Schrift und das mündliche Wort in zu scharfen Zwiespalt geraten. Aber eine völlige Aufhebung des Gegensatzes ist gefährlich, ja unmöglich. Denn die mündliche Rede, auch wenn sie nicht in die Mundart verfällt, behält örtliche Verschiedenheiten bei oder bildet solche aus,

aber gerade um über solchen örtlichen Besonderheiten eine höhere Einheit zu gewinnen, ist ja die Schriftsprache geschaffen worden. Dann aber ist der Begriff der mündlichen Rede von Einheitlichkeit weit entfernt. Es giebt hier sehr verschiedene Abstufungen von der reinen Mundart zur Rede des Halbgebildeten, dem Missingschen, wie es im Platt, dem Grofsratsdeutsch, wie es in der Schweiz genannt wird, bis zur nachlässigen Rede der guten Gesellschaft, bis zum gewählten Ausdruck des akademischen Redners, des Predigers. Es ist also klar: nur wo keine Abweichung besteht zwischen verschiedenen Gegenden, und nur da, wo die verschiedenen Stufen der mündlichen Rede zusammenstimmen, kann das lebendige Wort auf die Gestaltung der Schriftsprache Einfluß gewinnen. Im wesentlichen ist solches nur der Fall auf dem Gebiete der Wortfügung. Und auf diesem Gebiet können wir allerdings manches von der mündlichen Rede lernen: vor allem die Abscheu vor den umfangreichen Perioden, wie sie der Kanzleistil baut, wie sie auch Schiller und Fichte nicht gemieden haben, wie sie auch heute nicht selten den Stolz des Philologen bilden.

Im übrigen muß es dabei bleiben, daß auf unsere Schriftsprache hauptsächlich hervorragendes Schrifttum Einfluß üben muß. Das darf man nun freilich im allgemeinen nicht beim Zeitungsschreiber suchen, dem es im Drange des Augenblicks selten vergönnt ist, der Vollendung der Form sich zu widmen. Doch ist nicht zu leugnen, daß in den leitenden Artikeln unserer großen Zeitungen nicht selten ein mustergültiges Deutsch zu lesen steht. In der Hauptsache sind wir aber doch auf die Männer angewiesen, bei denen der Stoff nicht alles ist, die nicht bloß mitteilen, lehren, predigen, hetzen wollen, sondern denen es unter allen Umständen auch um die künstlerische Gestaltung ihres Stoffes zu thun ist. Und solche sind nicht nur bloß auf dem Boden der reinen Kunst, der Dichtung, der schönen Litteratur zu finden; auch der Gelehrte, selbst der Mann der That kann vorbildlich werden. Neben Klassiker wie Heine und Uhland, Paul Heyse und C. F. Meyer treten ebenbürtig Philosophen wie Schopenhauer und Lotze, Geschichtsschreiber wie Gregorovius und Treitschke, und der große Feldherr, unser unvergeßlicher Moltke. Freilich nicht jeder, der als großer Schriftsteller dasteht, oder in den Augen der Welt als solcher erscheint, darf beanspruchen, uns Maß und Richtung zu geben. Wem es, wie etwa Johannes Scherr, vor allem ankommt auf starke augenblickliche Wirkungen, wer geziert ist und die Eigenart zur Manier ausgebildet hat, wie Wilhelm Jensen, dessen sprachlicher Takt ist von Anfang an verdächtig. Und mancher verläßt mit Bewußtsein die sprachliche Heerstrasse, um gewissen Sonderneigungen und Sonder-

zwecken nachzugehen. So will Gottfried Keller oder Rosegger die Eigenart des schweizerischen oder steierischen Volkstums zur Anschauung bringen, und so geben sie auch ihrer Rede stark heimatliche Färbung. Scheffel und Gustav Freytag halten den Blick auf die Vergangenheit gerichtet; dem Bilde, welches sie von ihr zeichnen, müssen auch altertümliche Wörter und Wendungen dienen. Nur wer die Geschichte der deutschen Sprache genauer kennt, wer es also vermag, archaische Zuthaten auszuscheiden, nur der kann mit beruhigtem Sinn sich Scheffels oder Freytags Führung überlassen.

Aber auch bei den sichersten Gewährsmännern, den ausgezeichnetsten Schriftstellern ist ein Schwanken nicht völlig ausgeschlossen, und das Zeugnis Verschiedener ist keineswegs immer ein einmütiges, eine neue Schwierigkeit auf unserm Wege. Wo der Einzelne sich widerspricht, da ist nicht selten die Lösung zu finden, wenn man genau die Umstände ins Auge faßt, unter denen die einzelne Aussage zu stande gekommen. Wenn wir sehen, daß gewisse Eigentümlichkeiten sich besonders im vertrauten Briefe finden, so ist kein Zweifel, daß diesen Belegen die geringere Gewähr inne wohnt. Wenn Heine manche Wendung nur in spätern Zeiten braucht, wo er in Paris gewilt, wo seine Werke unter Umständen aus Zeitungsartikeln hervorgegangen sind, so ist der Verdacht nicht unberechtigt, daß da geringere Sorgfalt gewaltet, Einwirkung des Französischen das deutsche Sprachgefühl getrübt hat. Doch auch da, wo es nicht möglich ist, den Einzelnen aus sich selbst zu berichtigen, wo er regelmäÙig abweicht von dem, was Andern richtig dünkt, kommen wir nicht in Verlegenheit. Nicht alles, wofür sich aus klassischen Schriftstellern der oder jener Beleg gewinnen läßt, ist damit geheiligt; nicht alles, was sprachlich gebraucht wird, ist deshalb Sprachgebrauch. Es gilt eben, die großen Massen der Erscheinungen zur einheitlichen Regel zusammenzufassen, unter denen die Ausnahmen verschwinden. So muß auch hier, wie so oft im sozialen und politischen Leben, die Statistik den Grund legen für die Gesetzgebung, und die Sprachstatistik hat vor jener andern den Vorzug, daß ihre Ergebnisse sich ganz unmittelbar zu Folgerungen für das praktische Handeln gestalten.

Wer aber soll diese Arbeit der Statistik thun, diesen Gesetzen ihre Fassung verleihen?

In Frankreich ist es die Akademie, der diese Arbeit zugefallen ist. Und auch in Deutschland ist seit Leibnitzens Zeit immer wieder der Ruf nach einer solchen erhoben worden. Aber das Beispiel, das die Berliner Orthographische Konferenz gegeben hat, ermutigt nicht, einen solchen Weg zu betreten, in vergeblichem Mühen ein Dutzend deutscher Gelehrter auf eine Meinung vereinigen zu wollen. Und gerade die

Erfahrungen, welche die Franzosen mit ihrem Dictionnaire de l'Académie gemacht haben, können uns warnen: sie bestätigen den allgemeinen Satz, daß ein Gesetzbuch mit einer lebendigen Entwicklung nicht Schritt halten kann, daß es leicht in Gefahr gerät, lähmend auf den Gang der Dinge einzuwirken.

Wir sind also nicht in der glücklichen Lage, unsere Verantwortung auf eine hohe Behörde abzuwälzen. Dafür giebt es genug Einzelne, die bereit sind, uns die Last zu erleichtern. Und es ist nicht zu leugnen, daß solche Schriften Einzelner nicht selten gute Dienste leisten; daß sie zumal dem Lehrer ein wertvolles Hilfsmittel bieten können. Nur darf ihr Autor nicht Wustmann heißen. Dessen vielgelesenes Buch hat das große Verdienst, das sprachliche Gewissen weiter Kreise wachgerüttelt zu haben; aber sein Standpunkt ist ein gänzlich verkehrter und deshalb seine Entscheidung in sehr vielen Fällen nicht zu billigen. Und im ganzen: wer auf solche Werke sich verläßt, der kommt mir vor, wie jemand, der in Gesellschaft ginge, in der Tasche Knigges Umgang mit Menschen, um in kritischen Augenblicken ihn herauszuziehen, das Register zu befragen und den einschlagenden Abschnitt durchzulesen. In letzter Linie ist jeder für sich selber verantwortlich, muß selber die statistische Arbeit thun, nicht indem er Beispiele sammelt und Zettelkästen füllt, sondern indem er fort und fort die Fülle der Erscheinungen auf sich wirken läßt, d. h. indem er möglichst viel in guten Schriftstellern liest. Dann schließt sich ganz unbewußt das Gleichartige zusammen, das Gesetz geht über in Fleisch und Blut; was neu, was als ungewöhnlich oder fehlerhaft uns entgegentritt, es findet nicht seinesgleichen im Bewußtsein vor, wird ganz von selbst wieder abgestoßen.

Noch ein Letztes bleibt zu bedenken. Beim Sammeln der Belege ins Fachwerk der Statistik kann doch der Fall eintreten, daß die Zahlen nicht mit Sicherheit für das eine oder das andere entscheiden. Die Abstimmung kann ungewiß bleiben, die Parteien können ungefähr gleich stark sein. In solchen Fällen des Schwankens da giebt es keine Hilfe mehr. Wir müssen anerkennen, daß das eine möglich und erlaubt, ebenso wie das andere. Und nach dem, was wir vom Leben der Sprachen gesagt, kann es ja gar nicht anders sein: im Kampfe zwischen Altem und Neuem muß einmal der Augenblick kommen, wo die beiden Mächte gleich stark geworden, wo erst die Zeit wieder einigend wirken kann.

Diese Fälle rettungslosen Schwankens bieten zugleich die Gewähr, daß durch unser hemmendes Eingreifen, durch das Festhalten an erprobtem Gebrauch, die Entwicklung der Sprachen nicht zum Stillstand kommt. Freilich auch sonst braucht uns darum nicht bange

zu sein: denn nicht selten entspricht das Neue so sehr einem wirklichen Bedürfnis, daß es an den verschiedensten Punkten gleichzeitig auftritt und die bedachtsam aufgerichteten Schranken niederreißt, und endlich hat es zu allen Zeiten harte Köpfe gegeben, Sonderlinge, Revolutionäre, denen die Ordnungen der Gesellschaft nichts gelten, und die ihre eigenen Wege gehen, vielleicht sich selber zum Schaden oder Verderben, vielleicht zum Frommen der Nachwelt.



Untersuchungen über die Häufigkeit der Wortformen der deutschen Sprache.

Von Dr. G. Amfel, Gr. Lichterfelde.

Wie alles Lebendige, alles Große bietet auch die Sprache so viele Seiten der Betrachtung, läßt so mannigfache Auffassungen zu, daß sie dem, der sich mit ihr beschäftigt, eine schier unerschöpfliche Quelle der Arbeit, aber auch der Freude ist und immer neue Aufgaben stellt, immer neue Rätsel zu raten aufgibt.

In der That hat man auch das gewaltige Bauwerk der Sprache von den verschiedensten Gesichtspunkten aus bereits ins Auge gefaßt: der eine untersucht die Frage, wie die einzelnen Laute hervorgebracht werden, wie, nach welchen Gesetzen sie sich verbinden, wie sie in den einzelnen Gauen des Vaterlandes verschieden klingen, in wie weit sie ihren entsprechenden Ausdruck in der Schrift finden; der andere wählt zum Gegenstande seiner Forschungen die zahlreichen Anhängsel, durch deren Anfügung an die verhältnismäßig wenigen Wortstämme bald vorn, bald hinten die Fülle der Wortformen entsteht; dieser spürt dem Werden, Wachsen und Absterben der Worte nach, jener dem Wandel der Bedeutung, dem sie ausgesetzt sind; wieder ein anderer bemüht sich festzustellen, in welcher Beziehung Denken und Reden zu einander stehen — kurz, man kann mit den verschiedensten Mitteln das Verständnis der größten Schöpfung des Menschengesistes zu fördern suchen.

Eine Frage aber erscheint auf den ersten Blick wohl als ganz müßig und ihre Beantwortung deshalb kaum der Mühe wert, nämlich die: Wie oft kommen die einzelnen Worte, Silben, Laute in der Sprache vor? Und wenn etwa doch dieser oder jener wissen wollte, wie oft durchschnittlich z. B. die Wörtchen also, nun gebraucht werden, so würde er doch